

Düsseldorfer Heimatblätter

MITTEILUNGSBLATT DES HEIMATVEREINS „DUSSELDORFER JONGES“

VEREINSHEIM „ZUM SCHWARZEN ANKER“, DUSSELDORF, BOLKERSTRASSE 35
ERSCHEINT MONATLICH NACH BEDARF

NR. 13

NOVEMBER 1948

Düsseldorf um 1840

(Fortsetzung und Schluß.)

Düsseldorf zeichnete sich von alters her durch seine Empfänglichkeit für alle Fortschritte der Kultur aus, so wird wenigstens gesagt. Es hatte beispielsweise zahlreiche Badeanstalten, wenn ihre Einrichtungen auch sehr primitiver Natur waren. Auf der anderen Rheinseite oberhalb der Schiffsbrücke, gegenüber dem Alten Bär, badeten im offenen Rhein die Soldaten, die mit Hörnerklang und Trommelschlag ins Wasser geführt wurden coram publico, selbstredend ohne Uniform, eine unversiegbare Quelle für den Witz der Rheinarbeiter. An der Golzheimer Insel badeten die Bewohner des nördlichen Stadtteils ebenfalls im offenen Rhein; die dichten Weiden bildeten für verschämte Jünglinge Separatkabinetts. Der südliche Stadtteil badete an der Krautmühle in der Düssel, und eine dritte unentgeltliche, aber polizeilich untersagte Badeanstalt bot ein anderer Düsselarm hinter den Speckermönchen, der jetzigen v. d. Reckeschen Rettungsanstalt Düsselthal, welche den Vorteil hatte, daß die badende Jugend Schlamm-bäder, ohne Kurtaxe zu zahlen, nehmen konnte und ihre dunkle Färbung beibehielt. Jetzt steht dort eine Villenkolonie, wo wir Kaulquappen finden. Für die Söhne bemittelter Eltern war an dem Eingang des Hafens die städtische Badeanstalt errichtet. Nach dem immer mehr zur Geltung kommenden Grundsatz, daß nichts über frische Luft gehe, war sie nach der Rheinseite offen, nach der Hafenseite nur mit einer Spalierwand versehen, unter freiem Himmel, so daß die ganze Anstalt Wind und Wetter und den Augen der auf den Hafenköpfen stehenden Personen zugänglich war. Zu bestimmten Tagesstunden stand die Anstalt ausschließlich Soldaten zur Verfügung, aber die später badenden Zivilisten mußten doch von den zurückgebliebenen kleineren Kasernenbewohnern manches leiden. Köstlich war der Humor der alten Düsseldorfer Schwimmlehrer; wehe dem schwimmbeflissenen Schüler, der an der Angel hängend nicht die notwendige Lust und Liebe und Geschicklichkeit zur Schwimmkunst auf der Schwimmakademie zeigte, „Willi, tu dat rechte Bein mehr auseinander! paß auf, sonst kommst de in der Keller!“ und die Angel senkte sich und mit ihr tauchte der daran hängende Junge zum Wasserschlucken unter, und weinend rief der kleine Hydriot heraufgezogen aus: „Ach, laß mich noch einmal atmen, dann will ich gerne sterben“. In der Stadt selbst war nur eine, aber vielfach benutzte Privatbadeanstalt des Baumeisters A. Schnitzler an der Ecke der jetzigen Viktoria- und Goltsteinstraße. Zu dieser Badeanstalt führte eine enge schmutzige Gasse, welche später um mehrere Meter erhöht werden mußte, so daß das Unterhaus der Badeanstalt verschwand und die erste Etage Unterhaus wurde.

Der Sinn für Reinlichkeit zeigt sich auch in der großen Anzahl Wasch- und Bleichplätze, am Sicherheitshafen, auf der Golzheimer Insel, auf dem Bleichplatz an der Düssel gegenüber der Seufzerallee an der Stelle der jetzigen Goltsteinstraße, zu welchem die alte Bleichgasse, jetzt Bleichstraße führte, an der Krautmühle und am Lohpol (Lohpfuhl) bei der morschen Lohfabrik, welche dem Ständehaus hat weichen müssen, überall Wäsche, nichts als Wäsche und was für Wäsche! Schön war dieser Anblick nicht.

Zwei Dinge waren es, welche damals vor allem die Berühmtheit Düsseldorfs verbreiteten und erhielten; zunächst „der echte Düsseldorfer Weinmöstricht von Bergraths selige Witwe“ (wie freute ich mich, als ich im Jahre 1860 ein großes Schild in der Friedrichstraße in Berlin dieses Düsseldorfer Fabrikat anpreisen las!) sodann der Malkasten, dessen Geschichte von berufener Feder so herrlich und humorvoll beschrieben ist, daß ich auf eine Wiederholung verzichte. Wie bedeutend und wie groß damals der Stand der Düsseldorfer Maler war, geht schon daraus hervor, daß 1844 allein die Kunstakademie 19 Meister, 81 Schüler, I. und II. Klasse und 131 in den übrigen Klassen, im ganzen 212 Schüler hatte, so viel wie das Gymnasium und mehr wie die Realschule. Unter Hinzurechnung der vielen selbständigen Maler ergab sich eine Anzahl von Künstlern, welche einen erheblichen Bruchteil der Bürger ausmachte, während jetzt die Garten- und Künstlerstadt der Industriestadt Düsseldorf hat weichen müssen; und trotzdem hängt die Industriestadt als Anziehungsschild bis in die letzte Zeit „die Garten- und Künstlerstadt Düsseldorf“ aus.

Manchem alten Düsseldorfer wird es doch wehmütig ums Herz, wenn er jetzt nur von Industrie und abermals Industrie sprechen hört und das atemlose Jagen nach Millionen sieht, und wenn jetzt Ruß und Rauch die Luft erfüllt, die Hämmer dröhnen und die Kamine und Maschinen fauchen, wo früher grüner Wald Düsseldorf umgab, unter dem Schatten prächtiger Bäume jung und alt an Sonn- und Feiertragen im Grase lagen, den Vögeln des Waldes zuhören und durch die Liebe zur Natur Herz und Gemüt erfrischen und bereichern konnte. Unserm jetzigen Oberbürgermeister Marx können wir nur dankbar sein, daß er überall, wo er kann, seine Liebe zur Kunst und Natur durchscheinen läßt und in unermüdlicher Sorge für die Vergrößerung des städtischen Waldes und der städtischen Anlagen seine gewichtige Stimme in die Wagschale wirft, trotz der Kurzsichtigkeit mancher nur für materielle Interessen schwärmenden Personen, die darauf bedacht sind, zu ihrem Vorteil und zu Lasten der Bürgerschaft sogenannte nützliche Anlagen unter Verwendung enormer Beträge zu errichten.

*

Vom Martinskult . . .

Wenn die letzten Herbstwinde den Niederrhein herauf- und herunterziehen, und in der alten Stadt die Stürme durch die engen Gassen und Straßen heulen, geht der Herbst von hinnen. Sein Erntesegen ruht wohlgeborgen in Kellern und Scheunen, in Flaschen und Fässern. Der dunkle Novembermonat ist da. Um diese Zeit feierten die Altvorderen das Mittwinteropfer zum Dank für die Fruchtbarkeit des Jahres. Sie verehrten den Gott Wotan und brannten ihm zur Ehr die Feuer auf den Bergen und in den Tälern ab. Aber mit der Christianisierung änderte sich das ganze Geschehen, wenn auch der Wesenskern blieb. Das vierte Jahrhundert brachte uns den Martinskult, der von Frankreich aus im stärksten Maße beeinflußt wurde. Martinus, der vor über fünfzehnhundert Jahren als römischer Soldat und später als Bischof unter den Franken gelebt hatte, wurde der Vater der Armen und der Freund der Kinder. Und gerade hier in Düsseldorf und am ganzen Niederrhein überhaupt, hat man sein Andenken bis auf den heutigen Tag in gar seltener Weise wachgehalten, wenn auch die Jahrhunderte, jeweilig ihrer Anschauung gemäß, den Kult änderten. Mitbestimmend für die ganze Auffassung waren die Martinslieder, die uns in großer Fülle erhalten sind. So spiegelt sich in ihnen zunächst der alte Brauch der Martinsfeuer wieder. Aus anschaulichen Schilderungen wissen wir von der Schar, die sich am Martinsabend von Kindern zusammentat, wie sie auf einem Karren Brennholz unter dem Befehl eines „Hauptmanns“ sammelte. Gewöhnlich war Martinus selber diese Hauptperson, und wenn das zusammengetragene Holz auf dem Scheiterhaufen lichterloh brannte, die Menschen herbei eilten, hielt er bittend die Hand auf für seine Notbefohlenen. Aus diesem Zusammenhang entwickelte sich der spätere Martinszug der Kinder, die dann alle das Licht in einem ausgehöhlten Kürbis, darin sie kunstvoll Sonne, Mond und Sterne hineinschnitten, durch die finstere Nacht trugen und dabei sangen:

„Nehmt den Kürbis in die Hand,
Rasch das Kerzchen angebrannt!
Lustig, lustig trallerallala
Nun ist Martinsabend da!“

Und wenn sie wieder daheim waren, sprangen sie über das Feuer und sangen:

„Springen wollen wir kreuz und quer
Übers liebe Kerzchen her!
Lustig, lustig trallerallala
Nun ist Martinsabend da!“

Man sprang über die Flammen, trieb selbst das Vieh durch die Glut, um sich und die Herden zu heiligen und im voraus sich gegen zukünftige Krankheiten und Unbilden zu sichern. Eigenartig und ohne jede historische Begründung ist der merkwürdige Zweig der bacchischen Martinsverehrung. Gerade der Asket Martinus führte ein sonderliches Einsiedlerleben und war allen lukullischen Genüssen abhold. Der einzige Zug, den die Geschichte den Martinsliedern geliefert haben mag, ist vielleicht die große Freigebigkeit Martins. Aber das reicht nicht entfernt hin, um die gründliche Verwandlung des historischen Martins zu erklären. Wohl galt er als Mehrer des Weines, denn es wird berichtet, daß die Kinder der Halloren Krüge mit Wasser am Martinstage in die Salinen stellten. Die Eltern gossen heimlich das Wasser aus und füllten die Krüge mit Most, legten auf jeden ein Martinshorn (das war ein Backwerk), versteckten sie und hießen die Kinder den lieben Martin bitten, daß er ihr Wasser in Wein verwandele. Dann gingen die Kinder abends und suchten die Krüge, indem sie riefen:

„Marteine, Marteine
Mach das Wasser zu Weine.“

Mit diesen Nachrichten steht in engem Zusammenhang die Tatsache, daß Martinus im Mittelalter auch der Patron der Pariser Gastwirte war. Aus einigen auf dem Grunde der Seine gefundenen Siegeln geht das hervor. Auf diesen ist Martin dargestellt mit einem Schlüssel, dem Zeichen des Herbergsvaters, und der Glocke, mit welcher der Weinverkauf angezeigt wurde. Noch heute trägt in der Umgebung von Paris jedes zweite Wirtshaus den Namen „Au grand Saint Martin“.

Weit mehr aber ist die Sitte des Martinsgansessens verbreitet. Über sie aber lastet trotz aller wissenschaftlichen Forschung immer noch das Dunkel. Aber nehmen wir sie als gegebene Tatsache hin. Die Gans spielt insbesondere auch in den Liedern ihre eigene Rolle. Danach ist sie „St. Martins Vögelein“.

„Das ist St. Martins Vögelein,
Dem können wir nit feind mehr sein.
Knecht Hainz bring her ein guten Wein
Und schenk uns Dapffer ein . . .

Trinken wir gut Wein und Bier,
Auff gsoten Gans,
Auff gebratne Gans,
Auff die junge Gans
Daß sie uns nit schaden mag . . .“

Wenn anfänglich der Martinsmann als Empfänger von Gaben und Spenden für die Armen auftrat, so hat sich diese Sitte im Laufe der Jahrhunderte grundlegend geändert. Schon unsere mehr als dreimal Ur- Großväter wußten nicht anders, als daß St. Martin als Geber und nicht als Nehmer zu ihnen kam. Nur im alten Düsseldorfer Lied lebt das Ursprüngliche in der Erinnerung fort.

„Mätesmann well Kooke hann,
Appelkes, Beerkes on Nöskes hann.“

Aber von dem Ursprünglichen weiß die Jugend von heute nichts mehr. Früher sammelte sie für die Bedrängten, heute erntet sie für sich. Sie singt vor den Häusern der Begüterten:

„Hier wohnt ein reicher Mann,
Der uns vieles geben kann.
Lang soll er leben,
Selig soll er sterben,
Das Himmelreich erwerben.“

Und wenn der reiche Segen, Nüsse, Äpfel, Birnen, Back- und Zuckerwerk, kommt, hascht sie danach und geht beglückt mit gefülltem Beutel nach Hause.

Doch die Großen und Erwachsenen entsinnen sich immer, heute wie damals, noch des tieferen Gedankens dieses Martinsfestes und geben notlindernd den Armen in Erinnerung dessen, was der heilige Martin beispielhaft vortat, und was im Liede,

wenn die alten Straßen im Feuerschein aufleuchten aus Kinder- und Elternmund ewig singt und weiter klingt*).

Kinder, Kinder, wißt ihr's schon:
Heut' ist Martinsabend!
Her der Lampen bunte Pracht,
Tragt die Lichter durch die Nacht.
Heut' ist Martins Abend!

Wie die Augen glänzen hell
Heut' am Martinsabend!
Buntes Spiel der Freud und Lust,
Fröhlich kling't's aus voller Brust:
Heut' ist Martinsabend!

Sei begrüßt, du heiliger Mann,
An dem Ehrenabend.
Streue mild die Gaben aus
Wie es Brauch im Elternhaus
Heut' am Martinsabend.

Und ein Lächeln steigt empor
Heut' am Martinsabend.
Zu den Sternen geht's hinan,
Wo du weilst, du frommer Mann,
Heut' am Martins Abend.

Wenn die Kerzen sind verglimmt
Heut' am Martinsabend,
Liegt im Traum die Düsseldorf
Die das schönste Fest heut' hat,
Heut' am Martinsabend!

Julius Alf.

Dr. K.

Emil Barth erhält den Immermann-Literaturpreis der Stadt Düsseldorf . . .

Der verdienstvolle Vorsitzende des Düsseldorfer Kulturausschusses, Rechtsanwalt Werner Schütz überreichte am 16. Oktober dem Dichter Emil Barth den Immermann-Literaturpreis der Stadt Düsseldorf. Bei dieser Gelegenheit hielt er eine Ansprache, der wir nachfolgendes entnehmen:

. . . als Vorsitzender des Kulturausschusses der Stadtvertretung spreche ich im Auftrage des Oberbürgermeisters Josef Gockeln, der zu seinem tiefsten Bedauern durch politische Überbeanspruchung verhindert ist, bei uns zu sein.

. . . Um die Monatswende November/Dezember 1943 trug Emil Barth in sein für uns heute unschätzbar gewordenen Tagebuch das Folgende ein:

„Man ist aber weit davon entfernt, zu erkennen, welche Stellung der Künstler, der Dichter in Wahrheit innerhalb der Gemeinschaft einnimmt. Während das verhängnisvolle Dogma der zeitgenössischen Ideologie ihn als einen dem Volk Entfremdeten hinstellt, der erst wieder ins Volk zurückgeführt werden müsse, um eine lebendige Wirkung auszuüben, trifft in Wahrheit genau das Umgekehrte zu: der historische Vorgang der sich entfaltenden Zivilisation ist seiner Natur nach dichter- und dichtungsfreundlich und hat als ein muße-vertreibender, seele-aufzehrender, rationalisierend-organisierender Vorgang unter anderem auch dazu geführt, daß sich das Volk der Dichtung entfremdete, sich vom Dichter entfernte, der aber in Wahrheit eben als der Einzelne, der er scheint, der entwicklungs-geschichtlich-oberflächlich überholte Träger ursprünglicher völkischer Substanz, d. h. voll des Volkes ist. In ihm sind eines Volkes älteste Wurzeln noch kräftig, aus ihm treibt es seine duftigsten, noch in ferne Zeiten und Zonen den Hauch seiner Seele ausatmenden Blüten.

Wohin sind wir gekommen, daß solche Selbstverständlichkeiten, die auszusprechen man sich früher aus Takt gescheut hätte, zu einer Art Geheimwissen geworden sind!“

*) Vergl. die Schrift „Das Martinsfest“ von Dr. August Dahm, Verlag Hub. Hoch, Düsseldorf 1935

Diese Wertung vom Dichter, seinem Berufe und seiner Stellung in seinem Volke: sie sind heute nicht mehr ein geheimes Wissen, wie es Emil Barth vor fünf Jahren seinem Tagebuche anvertraute, sie sind wieder die gültige Überzeugung aller sich um geistige und künstlerische Dinge bemühenden Menschen geworden. Daß diese Wandlung überhaupt noch möglich war, daß wir sie für eine gesicherte halten dürfen, verdanken wir der zielbewußten Selbstbewahrung und dem sendungsgebundenen Schaffen und Wirken solcher Persönlichkeiten wie Emil Barth. Den Dank all der Vielen, die Sie Jahre hindurch, lieber und verehrter Dichter, beschenkten und erhielten, in einem bescheidenen Umfange abzustatten, ist der Stadt Düsseldorf vergönnt. Daß die Entscheidung des Preisgerichtes für den Immermann-Preis keine örtlich getragene und gebundene ist, hat der frohe Wiederhall seiner Entscheidung in allen Teilen des Vaterlandes bestätigt, und dem Preisgericht nicht nur für die Sorgfalt seiner Arbeit zu danken, sondern es auch für seine Wertung zu beglückwünschen, ist mir angenehme Pflicht.

Ich habe die Ehre und die Freude, Ihnen den Preis und die Bestätigung zu überreichen. Sie waren, bevor Sie die Kriegereignisse in Ihre alte Heimat verschlugen, unser Mitbürger: noch das Adreßbuch des Jahres 1941 bestätigt es. Daß Sie in nicht allzu ferner Zeit zu uns zurückkehren möchten, ist unseres Herzens Wunsch in der heutigen Stunde: und jede äußere Erleichterung bittet die Stadt Düsseldorf Ihnen gewähren zu dürfen. Aber wie immer auch Ihre Entscheidung für Ihre Zukunft ausfallen möge: Sie waren, Sie sind und Sie bleiben der Unsere!

Robert und Clara Schumann in Antwerpen

Der Besuch Robert Schumanns und seiner Frau Clara Wieck in Antwerpen im August des Jahres 1851 fiel in eine Periode des 19. Jahrhunderts, da das musikalische Leben in Flandern sich in einem trostlosen Zustand befand und von eigentlicher Musikkultur nicht die Rede sein konnte. Schon lange hatte Antwerpen seinen Vorrang als Musikstadt verloren. Die Tradition des Klavierbaus war völlig verloren gegangen, von dem Notendruck, einmal den Stolz dieser Stadt, war nichts mehr übrig. Auch das Konzertleben zeugte nur von dürftigem Dilettantismus und Engherzigkeit. Die Antwerpener Komponisten hatten nur geringe lokale Bedeutung.

Bei diesen Verhältnissen hätte Robert Schumann wahrscheinlich nie daran gedacht, nach Antwerpen zu kommen, wenn ihn nicht der Koninklijk Zangverbond eingeladen hätte, als Mitglied des Preisgerichtes einem Wettkampf von Chorvereinen beizuwohnen, den der Zangverbond während der Kirmestage 1851 veranstaltete. Kaum waren Robert und Clara Schumann am 9. August von einer erholsamen Reise aus dem Berner Oberland zurückgekehrt, als sie in Düsseldorf die Einladung des Antwerpener Vereins vorfanden, der für Sonntag, den 17. August bestimmt mit der Anwesenheit des Komponisten rechnete. Tags zuvor kamen die Schumanns in Antwerpen an und stiegen bei dem reichen, aus Frankfurt a. Main stammenden Kaufmann Fester ab. In den Zeitungen wurde ihre Ankunft mit großem Aufwand bekannt gemacht und zugleich die Nachricht verbreitet, daß Minister Rogier der Versammlung präsidieren würde.

Gesangvereine aus Brüssel, Brügge, Gent, Hal, Glain und Deurne hatten sich für den Wettstreit gemeldet. Aus dem Auslande wurden ähnliche Vereine erwartet, und zwar aus Aachen, Köln, Bonn, Valenciennes und Rotterdam. Das Preisgericht war so gebildet, daß alle Interessenten darin vertreten waren. Für Frankreich hatte man nacheinander vier Komponisten eingeladen, die aber alle abgelehnt hatten: Adam, Zimmermann, Ambroise Thomas und Albert Grisar. Die vier Großstädte des Landes schickten ihre Vertreter. Für Holland kam Boehm aus Rotterdam. Den Vorsitz führte der Antwerpener Komponist H. Simon. Wichtigtuersich schrieben die Zeitungen, daß nicht nur die Zusammensetzung des Preisgerichtes jedermann befriedigen müsse, sondern daß auch jeder mit der Abstimmung zufrieden sein werde. Das Preisgericht werde auf einem offenen Podium Platz nehmen und jedes Mitglied werde vor den Augen des Publikums sofort nach dem Auftreten eines Gesangvereins seine Stimme abgeben, indem es einen Zettel in die Urne lege. Gleich danach würde das Ergebnis bekannt gegeben werden. Bei diesem Wettstreit fühlten sich die Antwerpener Musikfreunde ganz in ihrem Element. Die zahlreichen Zeitungsartikel zeigen aber, daß Antwerpen damals musikalisch gesehen nur eine kleine Provinzstadt war, wo ein spießbürgerlicher Geist herrschte. Eine Zeitung schrieb, daß der Wettkampf bestimmt sei, einen ehrenvollen Platz in den Jahrbüchern der Tonkunst dieses Jahrhunderts einzunehmen: „Es wird der bemerkens-

werteste Kampf sein, der seit dem Aufschwung dieser mächtigen Vereine für Chorgesang, worin sich das kunstsinnige Belgien so schnell ausgezeichnet hat, irgendwo stattgefunden hat." Das gleiche Tageblatt behauptet, Antwerpen besäße allein „die Auslese der Gesangsmacht". Und das Handelsblad meinte, „dieser Tag wird beweisen, auf welchem hohem Niveau sich das Musikleben bei uns bewegt".

Schumann und seine Frau waren natürlich nicht ganz dieser Ansicht. Am 17. schrieb Clara: „Der furchtbarste aller Tage sollte heute für Robert anbrechen!" Da die Herren des Ausschusses sich in der Zeiteinteilung geirrt hatten, mußten die unglücklichen Preisrichter von 10 Uhr vormittags bis 11 Uhr nachts mit einer Unterbrechung von nur einer Stunde ihres Amtes walten. „Und was für Kompositionen", ruft Clara aus. „Die französischen Gesangvereine (sie meint natürlich die belgischen, die französische Texte benutzten) sangen nur das allerschlechtesten Zeug'. Vorher hatten die 31 Gesangvereine, die an dem Wettstreit teilnahmen, in feierlichem Zuge die deutschen Sänger vom Bahnhof abgeholt.

Unter den von den Vereinen selbstgewählten Kompositionen finden wir nur vergessene Werke und vergessene Namen. Wer kennt heute noch die Kompositionen eines Charles Hanssens, der damals eine lokale Berühmtheit war? Schubert und Mozart findet man nur mit je einem Werk aufgeführt. Was die deutschen Gesangvereine vorführten, war aber nicht viel besser als das Repertoire der flämischen und wallonischen Vereine. Man hatte damit gerechnet, daß die ausländischen Sänger schon um 1/25 Uhr an die Reihe kommen würden, aber es war 8 Uhr abends, ehe sie vor den Preisrichtern erschienen. Ein Augenzeuge schrieb: „Man mußte es erdulden, ein richtiges Schwitzbad im Konzertsaal zu nehmen und bei Kerzenlicht den Wettstreit zu beenden. Aachen, Köln, Bonn und Valenciennes machten sich den Lorbeer streitig (der Männergesangverein aus Köln bekam den Ehrenpreis). Aber welche schöne Belehrung erteilten uns die Fremden! Sie sangen in ihrer eigenen Sprache ihre eigenen Empfindungen. Wir danken ihnen, Deutschen, Holländern, daß sie hier vielen Flamen, die nicht die Sprache ihrer Heimat sprechen, gezeigt haben, daß ihr Land nicht der Verwelschung erlegen ist." Die Willems-Genootschap aus Gent war „der einzige Verein, der sein Preislied, den Chor „Der Alkazar von Granada", flämisch sang. Er sang mit voller Hingabe, um zu zeigen, daß das Flämische nicht solche Barbarensprache ist, wie unsere „Beau-parleurs" immer behaupten."

Man kann sich leicht vorstellen, welche Folter diese Sitzung von mehr als 12 Stunden für Schumann bedeutete. Glücklicherweise schenkte ihm der nächste Tag einige Erholung. Obwohl das Wetter unsicher war, wurden die Preise den siegreichen Vereinen feierlich auf dem Marktplatz überreicht. Vor dem Rathaus hatte man ein geschmücktes Podium errichtet. Oberbürgermeister Loos verteilte die bronzenen Medaillen, nachdem der Koninklijk Zangverbond, zwei Chöre gesungen hatte. Dem Komponisten Simon überreichte die Stadtverwaltung eine goldene Medaille.

Nach dieser Feier stießen die Schumanns einen Seufzer der Erleichterung aus. Sie besuchten die Altstadt und bewunderten die Meisterwerke von Rubens in den Kirchen und Museen. Das Festessen im Hause des Kaufmanns Fester, der als feinsinniger Mäzen bekannt war, findet in Clara Schumanns Briefen dankbare Erwähnung. (Nach Roberts Tode kehrte Clara Schumann mehrere Male nach Antwerpen zurück und war stets Gast im Hause Fester.) Schließlich vertrieb ein Besuch in Brüssel die letzten Reste von Unmut. Die Schumanns besichtigten die Sehenswürdigkeiten der Stadt, auch das „spaßhafte Männchen", und fuhren dann nach Düsseldorf zurück.

In keiner einzigen Zeitung liest man ein Wort der Anerkennung über Robert Schumann. Damals konnte hier niemand den Wert eines Künstlers von seinem Format begreifen, und man hatte nur Augen für unbedeutende Lokalgrößen. Die Zeitungen spiegeln getreu die jämmerliche Lage der Musik um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Der alte Bilker Friedhof

Draußen am Ende der Großstadt, wo in der Ferne der Sonnenschein auf den Wellen des Rheines wandert, schaut über das Giebelgewirr des alten Bilk das älteste Düsseldorfer Gotteshaus St. Martin. „... Einsam steht es da, ehern und würdig. Unsere Väter wußten um die Wirklichkeit des Heiligen und Göttlichen, die sich nur im Einfachen offenbart..."

Und ganz im Schatten, im versonnenen Frieden dieser heimatlichen Gottesstätte, lagert die stille Toteninsel, umblüht von der winkenden Schönheit des Herbstes.

Bei der Sternwartstraße ruht unter dem Rauschen zweier breitästiger Linden die altersschwache Eingangspforte, deren eisernes Tor in schiefen losen Angeln hängt, und nahe dabei das braunschwarze Backsteingemäuer mit seinem geborstenen Dach. Seitwärts, unter einem durchrosteten Schutzdach, noch die grünpatinierte Totenglocke, deren Klänge vor vielen Jahrzehnten bereits verstummt. Romantisch verschlungen, ziehen die Wege und Pfade an den gesunkenen Leichensteinen vorbei, vorbei an Weichsel- und Holunderhecken, vorbei an riesigen Tuja- und Lebensbäumen, die die geweihte Erde in stimmungsvolle Düsternis nehmen.

Mitten auf dem Friedhof, wo sieben laubschwere Kastanienbäume, deren Kronen ein heftiger Sturm weggefegt, in ihrer Rotunde eine seltsame Grabstätte umstehen, schickt das Firmament seine hellen Lichter.

Hier schläft unter einem flachen Stein Anton Joseph Binterim,

der als Pfarrer und Gelehrter lange Jahre in Bilk seines Amtes waltete. Die Bilker Bürgerschaft war dem volkstümlichen Manne in aufrichtiger Zuneigung ergeben. Seine bedeutenden und fundamentalen Schriften auf dem Gebiete der Historie und des Kirchenrechtes machten ihn weit über Düsseldorfs Grenzen hinaus bekannt. Furchtlos und unerschrocken bekämpfte Binterim die preußische Regierung in der Frage der Mischehen. Dafür mußte er in Wesel sechs Monate Festungshaft verbüßen; aber seine Anerkennung fand er bei seinem silbernen Ordensjubiläum, da die Universität Bonn ihn zum Doctor juris canonici ernannte und Papst Leo XIII. ihm den Orden vom „Goldenen Sporn“ verlieh. Er wurde 76 Jahre alt. 1855 trug Düsseldorf unter dem feierlichen Geläute sämtlicher Kirchen einen seiner größten Söhne zu Grabe.

Nicht weit vom Binterimschen Grab ruht Joseph Wimmer, der „Schlossermeister von Düsseldorf“, der am Mittag des 10. Januar 1815, da ein Blitzstrahl den hohen Turm von St. Lambertus anzündete, das große rühmensewerte Werk seines Lebens schaffte und die altehrwürdige „Große Kirche“ vor dem sicheren Untergang bewahrte. Zum Lohn für diese Heldentat verlieh ihm der Magistrat die goldene Verdienstmedaille, ebenfalls der König von Preußen. Die größte Freude hatte er, als das Düsseldorfer Offizierkorps ihm einen silbernen Ehrenbecher mit der Widmung: „Dem reinen Bürgersinn des Schlossers Joseph Wimmer von den Bergischen Offizieren“ überreichte. 81 Jahre ist er alt geworden. Am 29. Juni 1860 ging er heim.

Coniferenumrauscht hält der silbergraue Marmorobelisk das Andenken des großen Astronomen Dr. Robert Luther wach. Er war einer der Nachfolger des berühmten Benzenberg und hat dessen Lebenswerk auf der kleinen, nahe dem Bilker Friedhof liegenden Sternwarte würdig fortgesetzt und die Wanderer im großen Weltenraum erforscht. In der Zeit von 1852 bis 1890 hat Robert Luther nicht weniger als 24 Planeten der Größe 13—15 entdeckt. Sieben dieser Planeten sind in das astronomische Weltregister als die „Düsseldorfer Planeten“ eingetragen. Robert Luther starb am 15. 2. 1900. Seit 1885 schläft unter dem rotsandsteinernen Kreuz der Professor Ernst Deger, eine der größten Zierden der Düsseldorfer Akademie. Er war der Hauptvertreter der Nazarenerschule, und aus seinen Werken spricht seine ganze Liebe und religiöse Begeisterung mit ergreifender Innigkeit. Durch seine Arbeiten in der Apollinariskirche bei Remagen hat er die Aufmerksamkeit der gesamten Kunstwelt auf sich gezogen, und wiederholt wurde er vom preußischen König ausgezeichnet.

Noch eines großen Mannes sterbliche Hülle deckt der weiche Rasen, und eine einfache Marmortafel nennt den Namen des stillen Schläfers: „Dr. Waldemar Harleß, Geheimer Archivrat und Archivdirektor, geboren 1828, gestorben 1902.“ Um das rissige Grottengestein schlingt wild das Immergrün und bunte Blumen drängen sich wohligh dazwischen. Harleß stammte aus einer alten Gelehrtenfamilie. 1855 trat er unter Lacomblet, der ihn äußerst günstig beurteilte, in den Archivdienst ein. Er war Mitbegründer des Bergischen Geschichtsvereins, und seine tiefeschürfenden Forschungen, die in der Hauptsache der Niederrheinischen und Bergischen Geschichte galten, stellten ihn mit in die erste Reihe der Gelehrten dieser Disziplin. Und gerade wir Düsseldorfer haben allen Grund, uns dieses aufrechten Mannes immer wieder zu erinnern, begann und endete er doch im Düsseldorfer Staatsarchiv sein großes Lebenswerk.

Der Oktober bei den „Düsseldorfer Jonges“

Die Monatsversammlung am 5. stand im Zeichen der Wiedereröffnung des „Schwarzen Ankers“, der aus Schutt und Asche zu neuem Glanz wiedererstanden ist. Das schlicht aber geschmackvoll hergerichtete neue Vereinsheim prangte im Schmuck schöner Blumenangebinde und mehrerer prächtiger heraldischer Fahnen, die ein treues Mitglied gestiftet hatte. Erster Vorsizender Franz Müller würdigte in einem kurzen Rückblick Gründung und Entwicklung des Vereins, der im Frühjahr 1932 von einigen begeisterten Düsseldorfer Bürgern ins Leben gerufen wurde und solchen Zuspruch fand, daß im Jahre 1939 die Mitgliederzahl auf etwa 1200 gestiegen war. Durch ihr langjähriges Wirken für die Belange Düsseldorfs und eine gediegene Pflege des heimatischen Brauchtums haben die Düsseldorfer Jonges bewiesen, daß sie gleichsam das Herz — wortwörtlich und im übertragenen Sinne — der Vaterstadt sind; aus dem kulturellen Leben Düsseldorfs sind sie einfach nicht mehr wegzudenken.

Worte des Gedenkens für den unvergessenen Mitbegründer und ersten Präsidenten Willi Weidenhaupt von Seiten des zweiten Vorsitzenden Willi Schmitz sowie ein Hoch auf die Heimatstadt und das Lied der Düsseldorfer Jonges leiteten über zu Gesangsdarbietungen und Vorträgen teils in Prosa, teils in launigen Versen auf Düsseldorfer Platt und mit bunten Illustrationen der Vereinsgeschichte. Das traditionelle Erbsensuppenessen beendete den offiziellen Teil der Feier, die noch eine ausgedehnte zwanglose Fortsetzung fand.

Nach diesem festlichen Auftakt fand am 12. eine ernste und besinnliche Dichterlesung durch Norbert Voß statt. Der Abend stand unter dem Thema „Der Herbst“ und brachte neben kleineren lyrischen Werken eine Allegorie „Die Weltstunde — Zeitgedanken in einem Weltbild“. Norbert Voß ist nicht leicht, seine Sprache ist herb und tiefgründig, aber von einer echten Natürlichkeit, die sofort überrascht und gefangen nimmt. Seiner Kunst fehlt jedes hohle Pathos und jede gesuchte Künstelei, die Person des Dichters tritt wahrhaft hinter seinem Werk zurück.

Eine Gewissensfrage brachte zum Schluß Rektor a. D. Spickhoff zur Sprache, nämlich das Schicksal des von der Spitzhacke bedrohten „Kurfürsten“. Das letzte der noch erhaltenen bedeutenderen historischen Häuser müsse unter allen Umständen erhalten bleiben, und ein diesbezüglicher Appell an die Stadtverwaltung wurde von allen Mitgliedern gutgeheißen.

Einen auserlesenen Genuß brachte der 19. mit einem Lichtbildervortrag von Prof. Dr. H. Schmidt — Staatl. Kunstakademie, der mit ausgezeichnet gewählten Worten und Bildern Rembrandt als einen „der größten Dramatiker abendländischer Malerei und Weltweisen“ feierte.

Dr. H. F.

Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ im Monat November 1948

(Vereinsheim „Zum schwarzen Anker“, Düsseldorf, Bolkerstraße 35, abends 18.30 Uhr)

Dienstag, 2. November: **Monatsversammlung.** Anschließend ein Gedenken für Leo Statz zu seinem 5. Todestag. Es spricht Schriftleiter Dr. Rudolf Predeek.

Dienstag, 9. November: **Martinsabend . . .** Leitung Willi Krüll und Josef Hense.

Donnerstag, 11. November: „Hoppediz-Erwachen“ in der Rheinhalle. Alle Karnevals- und Heimatvereine nehmen geschlossen teil. (Das Nähere wird noch bekanntgegeben.)

Dienstag, 16. November: Rektor a. D. Georg Spickhoff: „**Das alte Schloß am Burgplatz.**“

Dienstag, 23. November: Bibl.-Direktor Dr. Peters: „**Aus der Geschichte und der Arbeit der Düsseldorfer Büchereien.**“

Samstag, 27. November: Gemeinsamer Besuch des Kleinen Theaters. „**Der Glückskandidat**“ von Hans Müller-Schlösser. (Kartenbestellungen beim Vorstand oder im Vereinsheim. Stark ermäßigte Preise.)

Dienstag, 30. November: Heimatabend. „**Wie's einstmal war . . .**“